

---

Wolfgang Mölkner | Rolf Gröschner

# Zweck, Ziel, Zufall

Dialog über die Entwicklung  
evolutiven Denkens

VERLAG KARL ALBER







Wolfgang Mölkner | Rolf Gröschner

# Zweck, Ziel, Zufall

Dialog über die Entwicklung  
evolutiven Denkens

VERLAG KARL ALBER





Onlineversion  
Nomos eLibrary

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-495-99898-4 (Print)

ISBN 978-3-495-99899-1 (ePDF)

1. Auflage 2022

© Verlag Karl Alber – ein Verlag in der Nomos Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, Baden-Baden 2022. Gesamtverantwortung für Druck und Herstellung bei der Nomos Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG. Alle Rechte, auch die des Nachdrucks von Auszügen, der fotomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten. Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier (säurefrei). Printed on acid-free paper.

Besuchen Sie uns im Internet  
[verlag-alber.de](http://verlag-alber.de)

# Inhaltsverzeichnis

Vorgespräch: Zum Umgang mit den Zufällen des Alltagslebens . . . . .	7
Erster Teil: Zweckerfüllung, Zielerreichung und Sinnfindung . . . . .	17
1. <i>Differenzierung zwischen Zwecken und Zielen</i> . . . . .	19
2. <i>Zwecklosigkeit der Freiheit und Sinn des Lebens</i> . . . . .	29
3. <i>Kritik einer vergöttlichten Sinnkonzeption</i> . . . . .	41
Zweiter Teil: Teleologisches Denken bei Aristoteles und Kant . . . . .	59
4. <i>Teleologie und Entelechie in Aristotelischer Tradition</i> . . . . .	61
5. <i>Teleologische Urteilskraft und Endzweck der Moralphilosophie bei Kant</i> . . . . .	79
6. <i>Zieldenken bei Hegel und Marx</i> . . . . .	117
Dritter Teil: Konzepte der Evolution . . . . .	137
7. <i>Darwins Evolutionstheorie</i> . . . . .	139
8. <i>Dimensionen der Evolution</i> . . . . .	151
9. <i>Zufall, Selbstorganisation und Autogenese</i> . . . . .	181

Inhaltsverzeichnis

<b>Vierter Teil: Sinn der Religion . . . . .</b>	<b>201</b>
<i>10. Religiöser Glaube und weltliches Glauben . . . . .</i>	<i>203</i>
<i>11. Feuerbachs und Nietzsches Religionskritik . . . . .</i>	<i>231</i>
<i>12. Glaube(n) im Lichte der Evolutionstheorie . . . . .</i>	<i>255</i>
<b>Nachgespräch: Zur Entdeckung des ontologischen Zufalls . . . . .</b>	<b>275</b>
<b>Literatur . . . . .</b>	<b>277</b>

## Vorgespräch: Zum Umgang mit den Zufällen des Alltagslebens

**R** (Rolf) Aller Anfang ist schwer.

**W** (Wolfgang) »Und jedem Anfang wohnt ein Zauber inne.«

**R** Das Phänomen des Anfangs scheint also ambivalent. Aber der Anfang unseres Vorgesprächs erschien mir eher schwierig als zauberhaft.

**W** Das Dichterwort Hermann Hesses bezieht sich ja nicht auf philosophische Projekte, sondern auf »Stufen« des Lebens.

**R** Die Schwierigkeit, den richtigen Anfang unseres Vorgesprächs zu finden, hätten wir auch verschweigen können. Wir waren uns aber einig, dass die Erwähnung der verworfenen Anfänge eine eigene Aussagekraft enthält und sich deshalb als Einstieg in unser Thema durchaus eignet.

**W** Der Beginn mit dem »Zweck« als erstem Begriff unseres Haupttitels hätte die Konsequenz gehabt, den Unterschied zum »Ziel« erklären und den »Zufall« als dritten Titelbegriff dazu in Beziehung setzen zu müssen.

**R** Die Folge wäre ein Vorgespräch gewesen, in dem wesentliche Inhalte des späteren Dialogs vorwegzunehmen gewesen wären. Das hätte Verkürzungen verlangt, die wir vermeiden wollten.

**W** Der alternative Anfang mit dem Untertitel hätte das Problem der Verkürzung auf den Begriff der Evolution verlagert und das Problem damit noch verstärkt.

**R** Die Lösung sahen wir darin, alle vier Grundbegriffe unserer beiden Titel erst einmal auf sich beruhen zu lassen und mit Zufällen des Alltagslebens zu beginnen. So können wir an Erlebnisse erinnern, die etwas bedeuten, ohne diese Bedeutung schon durch präzise Begriffe festlegen zu müssen.

**W** Jeder von uns hat schon Zufallsbegegnungen mit prominenten Persönlichkeiten aus Politik, Wirtschaft, Theater oder Sport erlebt, deren Erzählung mit der Feststellung eingeleitet wird »Du kannst dir nicht vorstellen, wen ich heute getroffen habe ...«.

**R** Immer dann, wenn man sich ein solches Treffen »nicht vorstellen« konnte, empfindet man es als Zufall.

**W** Wenn man dagegen eine Veranstaltung besucht, um die prominente Persönlichkeit zu treffen, ist jenes Treffen der Zweck oder das Ziel des Besuchs und kein Zufall.

**R** Bei Familienspielen kann man den Zufall als Gelegenheit erleben, eine »6« zu würfeln – was übrigens auf die Wortherkunft von »Chance« als Glückswurf beim Würfelspiel hinweist.

**W** Für einen »6er« im Lotto stehen die Chancen deutlich schlechter. Der Zufall kann also verschiedene Grade annehmen. Oder anders ausgedrückt: Die Wahrscheinlichkeit kann graduell abnehmen bis hin zur völligen Unwahrscheinlichkeit.

**R** Je unwahrscheinlicher das Ereignis, desto expressiver der sprachliche Ausdruck: »Ja, so ein Zufall!«

**W** In einen Unfall im Straßenverkehr verwickelt zu werden, kann jedem Verkehrsteilnehmer widerfahren. Dann kommt es darauf an, »Glück im Unglück« zu haben und ohne ernsthaften Personenschaden davonzukommen.

**R** Zufallsereignisse sind unvorhersehbar: Schnee im Juni, ein nicht genau berechneter Vulkanausbruch, die Mutation eines Virus. Es kommt uns hier nicht auf Vollständigkeit an, sondern auf typische Beispiele.

**W** Ein schönes Exempel findet sich bei Aristoteles in einer Zufallsgeschichte aus dem Alltag seiner Zeit: Ein Mann will einen Baum pflanzen und gräbt zu diesem Zweck ein tiefes Loch. Dabei entdeckt er einen Schatz.

**R** Für diese überraschende Entdeckung verwendet Aristoteles das Wort »automatos« und bezeichnet mit ihm – anders als im heutigen Verständnis des Lehnwortes »automatisch« – ein Ereignis, das eintritt, ohne dass die Erfüllung eines entsprechenden Zweckes angestrebt worden wäre: Bezweckt war die Baumpflanzung, nicht der Schatzfund.

**W** Heute werden für den Zufall üblicherweise Formulierungen verwendet wie plötzlich, spontan und unerwartet eintretend. Da er auch Unglück bringen kann, erfreut er sich generell keiner großen Beliebtheit.

**R** Vermutlich liegt dies daran, dass Menschen ein Bedürfnis nach Konstanz, Überschaubarkeit, Kontrolle und Beherrschbarkeit ihrer Lebenssituationen haben. Sie wollen unvorhersehbare, unkontrollierte oder gar chaotische Verhältnisse vermeiden.

**W** Aus dem Wunsch nach Beherrschbarkeit und Berechenbarkeit ergibt sich die Tendenz, den Zufall negativ zu sehen oder ihn sogar ausschließen zu wollen.

**R** Während in der altgriechischen Tradition des Zufalls als Tyche, Schicksal, auch positive Konnotationen möglich waren, hat der christliche Gott Tyche ins ideengeschichtliche Abseits gestellt. Bei Gott gibt es keinen Zufall. Seine Allmacht und Allwissenheit gipfeln in den Begriffen der Prädestination, Vorherbestimmung, und Providentia, Vorsehung.

**W** Ideengeschichtlich übernahm die naturwissenschaftliche Konzeption einer strengen Kausalkette, durch die alle Ereignisse und Zustände eindeutig bestimmt oder determiniert sind, eine ähnliche Funktion hinsichtlich des Ausschlusses von Zufall.

Vorgespräch: Zum Umgang mit den Zufällen des Alltagslebens

**R** Platons philosophischer Traum von ewigen Ideen, die mit sich selbst immer identisch sind, garantiert für ihn die Möglichkeit wahrer Erkenntnis, während das Veränderliche, in dem der Zufall mitspielt, als Ort der Täuschung und des Irrtums gilt.

**W** Im Bereich des menschlichen Zusammenlebens und der Geschichte ist durchaus Raum für den Zufall.

**R** Im Alltagsleben erfahren wir den Zufall zumeist im Zusammenhang mit unseren Ziel- und Zwecksetzungen, und zwar als Behinderung oder sogar Verhinderung der betreffenden Absichten und Pläne.

**W** Homers »Odyssee« vereint auf poetische Art und Weise Widerfahrnisse aller Art und kann als exemplarisches Epos über den Zufall gelten.

**R** Von Stefan Zweig gibt es das Bonmont: »Wer sich Ziele setzt, geht am Zufall vorbei.«

**W** Mit dem Zweig-Zitat verlegen wir den Ursprung unseres Interesses am Verhältnis von Ziel und Zufall nicht etwa in die schöne Literatur; er lag von Anfang an in einer Auseinandersetzung mit der Evolutionstheorie.

**R** Schließlich ist der Zufall seit Darwin auch in Disziplinen empirischer Forschung und Domänen naturwissenschaftlicher Theorien eingedrungen. Das werden wir eingehend erörtern – wie unser Untertitel ankündigt in einem »Dialog über die Entwicklung evolutiven Denkens«.

**W** Dabei geht es uns zunächst um die Entwicklung der Grundgedanken Darwins selbst, dann aber auch um die Folgen seiner Theorie der Evolution für das evolutive Denken in den Wissenschaften außerhalb der Biologie, in der Philosophie und im allgemeinen Weltverständnis. Besondere Aufmerksamkeit werden wir der kosmischen Evolution widmen.

**R** Wenn der Kosmos nicht so entstanden ist, wie die biblische Schöpfungsgeschichte dies glauben machen will – sondern aus Zufall –, wird außer dem religiösen Glauben an einen ursprünglichen Schöpfungsakt auch das weltliche Glauben an das Kausalitätsprinzip in Frage gestellt.

**W** Das evolutive Denken ist insofern revolutionär: Es führt zum Umsturz metaphysischer Grund-Sätze wie »Alles hat eine Ursache«, »Der Sinn des Seins ist Unsterblichkeit«, »Die Geschichte hat einen Zweck« und »Das Leben hat ein Ziel«. Wir werden die Herkunft dieser Sätze und die Bedeutung der verwendeten Begriffe ausführlich diskutieren. Denn ohne die metaphysische Vorgeschichte der Evolutionstheorie ist die durch sie ausgelöste Entwicklung evolutiven Denkens nicht zu verstehen.

**R** Noch führen wir lediglich ein Vorgespräch. Einen Grundgedanken können wir aber schon festhalten: Wenn wir ein Ereignis als zufällig erleben und reflektiert als Zufall qualifizieren, verneinen wir die Notwendigkeit seines Eintritts, aber nicht die Möglichkeit. Vielmehr öffnen wir den Möglichkeitsraum für zufälliges Geschehen und werden so – jetzt nicht bildlich, sondern begrifflich formuliert – frei für den Zufall. Das bedeutet für uns aber nicht, mit dem Zufall zu rechnen.

**W** Alles berechnen zu wollen ist Ausdruck einer szientistischen Sehnsucht nach Sicherheit und Planbarkeit eines Daseins ohne Risiko – allerdings dann auch ohne Freiheit, den Zufall als Gestaltungsmöglichkeit für ein gelingendes Leben zu nutzen.

**R** »Szientistisch« nennen wir eine Weltanschauung, die einer Verwissenschaftlichung menschlicher Erkenntnis nach dem Vorbild der Verbindung von Objektivität in den Naturwissenschaften und Exaktheit in der Mathematik das Wort redet.

**W** Für diese »more mathematico« betriebene Verwissenschaftlichung der Welt ist der Zufall das größte Ärgernis, weil er sich jeder Berechnung entzieht. Und eben diese Unberechenbarkeit begründet für uns den besonderen Reiz eines philosophischen Gesprächs über das Phänomen des Zufalls.

Vorgespräch: Zum Umgang mit den Zufällen des Alltagslebens

**R** Weil wir über den Zufall als »Phänomen« – das heißt als Erscheinung unserer erfahrbaren Lebenswirklichkeit – sprechen wollen, haben wir mit Geschichten begonnen statt mit der Bestimmung von Begriffsmerkmalen.

**W** Im weiteren Verlauf unseres Gesprächs erörtern wir die unterschiedlichen Erscheinungsweisen des Zufalls und ihre Rolle innerhalb und außerhalb der Wissenschaft.

**R** Dabei beziehen wir sowohl die lebenswirkliche als auch die naturwissenschaftliche Dimension ein. Ob beide Dimensionen im Konzept des »anthropischen Prinzips« einen gemeinsamen philosophischen Horizont eröffnen können, werden wir diskutieren.

**W** Zur Diskussion steht diesbezüglich die Konzeption moderner Design-Modelle, für die ein zielgerichtet-zweckorientiertes Denken konstitutiv ist. Dabei kann das Design durch einen göttlichen Designer entworfen worden sein oder sich selbst gebildet haben.

**R** Unsere prinzipielle Skepsis bringen wir gegenüber Ansätzen zum Ausdruck, die traditionell »teleologisch« genannt werden. Weil damit ein Einheitsetikett gebraucht wird, das die verschiedenen Varianten des betreffenden Denkens verdeckt, verwenden wir es nicht.

**W** Im titelgebenden Verhältnis von »Zweck, Ziel, Zufall« geht es nicht um ein alternatives Entweder-oder, sondern um die Diskussion der Möglichkeiten eines komplementären Sowohl-als-auch.

**R** Unsere Titelei ist damit skizzenhaft umrissen, die Überschrift unseres Vorgesprächs aber noch nicht, nämlich: wie Menschen mit den Zufällen des Alltags umgehen.

**W** Zwei Möglichkeiten sollen vorab kurz angesprochen werden. Weil der Zufall sich eine »Macht über Lebensumstände« erschleichen kann, ist historisch eine religiöse Praxis entstanden: Durch Opfer sollen die vermeintlich Zufalls-Mächtigen bewogen werden, ihre Gunst zu erweisen.

**R** Aber auch Gebete und Bitten sollen Abhilfe schaffen. Insofern Gott über dem Zufall steht, will man sich seinem Ratschluss anvertrauen – in mehr oder weniger festem Glauben, dass er das Beste will.

**W** Innerhalb rein weltimmanenter Grundüberzeugungen spielt die Selbst-Sorge eine maßgebende Rolle. Angesichts einer Weltsituation mit unüberschaubaren Entwicklungen, unberechenbaren Verstrickungen und vielfältig verflochtenen Interessen halten wir uns an Aristoteles. Er empfiehlt, Klugheit walten zu lassen.

**R** Klug abzuwägen und mit sich zu Rate zu gehen ermöglicht dem Menschen die eigene Orientierung angesichts einer grassierenden globalen Unübersichtlichkeit.

**W** Im digitalen Zeitalter sollen Quantencomputer Eintrittswahrscheinlichkeiten bestimmter Ereignisse berechnen, die dann in Kalkulationen der Versicherungsunternehmen zu entsprechenden Prämien für den Ersatz von Unfallschäden führen.

**R** Als möglicher Unfall wird der Zufall in einer immer komplexer werdenden Welt zu einem Finanzfaktor.

**W** Ich befürchte einen Siegeszug künstlicher Intelligenz, der wir unser Abwägen und Zu-rate-gehen übertragen, in der trügerischen Hoffnung, das Leben berechenbarer zu machen...

**R** ... wodurch wir unsere Freiheit verlören und zu Marionetten der Matrix würden.

**W** Aber erstens kommt es anders und zweitens auch.

**R** In den Denkmodellen von Zweck und Ziel hat der Zufall keinen Platz.

**W** Dies liegt wahrscheinlich an dem Umstand, dass wir spätestens seit dem Fortschrittsdenken der Aufklärung vornehmlich daran orientiert sind, gesetzte Zielvorgaben zu erreichen.

**R** Dabei sind zwei ganz unterschiedliche Zielstrukturen auseinanderzuhalten. Wie wir erläutern werden, hat Aristoteles das Glück als Endziel für ein menschliches Leben verstanden. Und auch sein entelechiales Denken integriert eine Zieldimension. Im Unterschied dazu führt uns die Zielstruktur der Geschichte auf eine andere Ebene.

**W** Dann wäre das Fortschrittsdenken der zweiten Ebene zuzurechnen. Wenn ich mich nicht täusche, ist dieses Denken eine säkularisierte Form der Zeitlichkeit, die in der jüdisch-christlichen Heilsgeschichte entworfen wurde.

**R** Die Dimension zwischen Schöpfung und eschatologischem Heil konstituiert eine Zeitlichkeit, die wesentlich auf Zukunft gerichtet ist. Diese Gerichtetheit findet sich dann im Fortschrittsdenken, das ja auf einen jeweils besseren Zustand der Weltverfassung zielt.

**W** In diesem Zusammenhang ist auch die instrumentelle Vernunft zu sehen. Als vernünftig gilt nur, was durch Zwecke und Ziele bestimmt ist, nach denen der Mensch strebt.

**R** Dabei gelten Zufälle eher als Beeinträchtigung denn als Chance. In der Faustfigur hat Goethe dem Typus des Strebenden ein dichterisches Denkmal gesetzt. »Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen«, verkünden die rettenden Engel am Ende des zweiten Teils der Tragödie.

**W** Aber interessanterweise überlässt Faust es dem Hasardeur Mephisto, die jeweiligen Ziele zu setzen. Erst am Schluss übernimmt er die Regie. Mephistos Urteil über den Fausttypus lautet: »Ihm hat das Schicksal einen Geist gegeben, / Der ungebändigt vorwärts dringt, / Und dessen übereiltes Streben / Der Erden Freuden überspringt.«

**R** Einem reinen Geist kann kein Zufall in die Quere kommen. Doch ist der Mensch ein Leibwesen und als solches betreffbar von allerlei unangenehmen Zufällen. Mit der epochalen Trennung der *res cogitans* von der *res extensa* verband Descartes eine Verselbstständigung des Denkens.

**W** Man könnte in dieser Verselbstständigung den Versuch erkennen, im reinen Denken sich vollkommen selbst kontrollieren und regieren zu können und damit jede Betroffenheit durch unwillkommene Zufälle auszuschließen.

**R** Diesem Ideal hat jedoch Freud nicht entsprochen. Mit der Entdeckung des Unbewussten und seiner Bedeutung tritt der Zufall durch die Hintertür in unser Leben. Das unkontrollierbare Unbewusste und die Welt der Träume geben dem Zufall Raum.

**W** Bei Freud lesen wir: »Die Seele ist ein Gewirre von Impulsen, die unabhängig voneinander zur Ausführung drängen.« Der Traum von absoluter Selbstbestimmung bzw. Autonomie und ihrer vorausgesetzten Freiheit ist ausgeträumt. Die Verdrängung des Zufalls an die Ränder unserer Existenz wird offenkundig. Und wir müssen zugeben, dass der Zufall ein bestimmender Faktor ist, den wir nicht durch Zwecke und Ziele in den Griff bekommen.

**R** Ich finde es ziemlich aufschlussreich, auf welche Weise Geistesgrößen wie Descartes und Rousseau zu ihren Erkenntnissen gelangt sind. Descartes berichtet, dass er seine geniale Idee in drei wiederholten Träumen empfing.

**W** Und Rousseau spricht von einer »illumination«, einer Erleuchtung, die ihm regelrecht zu-fiel. Welch ein Zufall!

**R** Unser Dialog hat nicht den Charakter eines Streitgesprächs. Ohne an Kontroversen orientiert zu sein, lebt er von dialogisch angeregten Einfällen, die einen Gedanken in wechselseitiger Kreativität »konkreativ« weiterführen.

**W** Konkreativität bringen wir gegen Kanzel und Katheder in Stellung. Bei uns wird nicht monologisch gepredigt und doziert, sondern dialogisch argumentiert.



## **Erster Teil: Zweckerfüllung, Zielerreichung und Sinnfindung**



## 1. Differenzierung zwischen Zwecken und Zielen

**W** In der Gebrauchssprache des Alltags werden »Zwecke« und »Ziele« in aller Regel nicht strikt voneinander unterschieden, sondern in vergleichbarer Bedeutung verwendet. Das deutlichste Zeichen dieser alltagssprachlichen Bedeutungsgleichheit ist die gängige Rede-weise, ein Zweck sei »erreicht« worden.

**R** So ist es: Durch Verwendung des Verbuns »erreichen« benutzt der Redner das Sprachbild eines Zieles, und zwar auch dann, wenn ihm das Bild der Zielerreichung bei seiner Rede von der Zweckerreichung nicht vor Augen steht. Die Metaphorik der Rede entspricht dann dem Sprach-Empfinden des Redners und ist stärker als der Sinn für Logik.

**W** Dagegen haben wir uns vorgenommen – wie die Überschrift dieses ersten Kapitels zeigt –, sprachlich sensibel zwischen Zwecken und Zielen zu differenzieren. Für uns werden Zwecke nicht »erreicht«, sondern »erfüllt«. Du verweist in diesem Zusammenhang gern auf die Herkunft des Wortes »Zweck«, die mir schon beim ersten Hören gut gefallen hat.

**R** Kurzes Blättern in Jacob und Wilhelm Grimms Deutschem Wörterbuch – in dessen über dreißig Bänden keine Märchen erzählt werden – genügt, um aus dem heute noch üblichen Gebrauch der »Reißzwecke« die ursprüngliche Bedeutung von »Zweck« heraushören zu können.

**W** Im 15. und 16. Jahrhundert ist »Zweck« nämlich der kleine Nagel gewesen, mit dem die Zielscheibe beim Armbrust- oder Büchsen-schießen befestigt wurde, im Idealfall exakt in ihrem Zentrum. Wer dann ins Schwarze traf, hatte zugleich den Nagel auf den Kopf getroffen.

## 1. Differenzierung zwischen Zwecken und Zielen

**R** Abgesehen von ihrem sprachästhetischen Reiz bringt diese Wortherkunft die Logik allen Zweckdenkens oder mit dem Terminus *technicus* der Philosophie: aller »Teleo-logie« (»telos«: Endpunkt, Abschluss, Ziel, Zweck) bildhaft prägnant und begrifflich präzise zum Ausdruck: Der Zweck ist dem Handelnden vorgegeben und zu bestmöglicher Erfüllung aufgegeben. Wissenschaftstheoretisch formuliert stellt das teleologische Prinzip eine lineare Zweck-Mittel-Relation dar, deren Kennzeichen ihr instrumenteller Charakter ist.

**W** Wie ein Schütze die Armbrust oder die Büchse, so setzt ein Unternehmer die unternehmensspezifischen Manövriermassen als Instrumente ein, um den betriebswirtschaftlich vorgegebenen Zweck der Gewinnmaximierung zu erfüllen.

**R** Der Grad der Zweckerfüllung liegt in dieser teleologischen Relation ausschließlich in der Hand des Handelnden und hängt nur von der Qualität des Instrumentariums und der Richtigkeit seines Einsatzes ab. Die Einseitigkeit dieser Relation ist unschwer zu erkennen: Es gibt nur einen handlungsfähigen Akteur, der sich allein auf den unabhängigen Zweck und den richtigen Mitteleinsatz zu konzentrieren hat; eine wie auch immer geartete intersubjektive Wechselbeziehung besteht dabei nicht.

**W** Es handelt sich also um eine instrumentelle Relation, nicht um ein interpersonales Verhältnis. Philosophisch gesprochen waltet dort – nach Jürgen Habermas – die zweckrationale, nicht die kommunikative Vernunft oder, wie wir sagen: das teleologische, nicht das dialogische Prinzip.

**R** Beide Prinzipien müssen unterschieden, dürfen aber nicht gegeneinander ausgespielt werden. Denn selbstverständlich steht nicht nur unser Wirtschaftssystem, sondern auch unser Privatleben unter dem Zwang, Zwecke zu verfolgen. Aber: Wir wirtschaften und leben mit Menschen, die von der Verfolgung unserer Zwecke und vom Einsatz unserer Mittel betroffen sind. Auf Dauer dürfte es unklug sein, sich darum nicht zu kümmern.

**W** »Unklug« ist mir zu defensiv formuliert. Deshalb werden wir im Zweiten Teil die Aristotelische »phronesis« (lateinisch: »prudencia«) offensiv als die philosophische Form der Klugheit vorstellen, auf die es für ein gelingendes Leben (die »eudaimonia« des Aristoteles) ankommt.

**R** Wir haben mit der Alltagssprache begonnen und den bedeutungsgleichen Gebrauch von »Zweck« und »Ziel« kritisiert. Er findet sich allerdings auch in der Wissenschaftssprache, nämlich in der Verwendung des Attributs »teleologisch« und des Substantivs »Teleologie« sowohl für die Orientierung an Zwecken als auch an Zielen.

**W** Der Grund dafür ist leicht zu erklären: Der aus dem Griechischen entlehnte Terminus »teleologisch« ist aus »telos« und »logos« zusammengesetzt und »telos« kann gleichermaßen mit »Ziel« wie mit »Zweck« übersetzt werden kann. Der »logos« (das vernünftige Denken und Sprechen) der »Teleologie« kann also nicht nur zweck-, sondern auch zielorientiert strukturiert sein.

**R** Diese Wortherkunft hindert uns nicht, für unsere philosophische Terminologie eine strikte Differenzierung vorzunehmen. Sie erscheint mir sogar zwingend. Denn mit dem Wort »Zweck« allein – also ohne Rückgriff auf »Ziel« – ist begrifflich niemals die Vorstellung der Bewegung in eine bestimmte Richtung verbunden, sondern immer der Einsatz bestimmter Mittel.

**R** Die »angezweckte« Zielscheibe der Armbrust- und Büchenschützen erweist sich demnach als etymologische Quelle von erstaunlicher Ergiebigkeit. Sie bestimmt den »Zweck« bis heute als fest fixiertes – buchstäblich festgenageltes – Ziel, auf das man sich aber keineswegs selbst zubewegt wie auf Ziele, die man im eigentlichen Sinne einer Ortsveränderung »erreichen« will.

**W** Auch bei beweglichen Zielen wie beim Tontaubenschießen oder auf Hasentreibjagden kommt es nicht auf eine zielstrebige Vorwärtsbewegung der Schützen an, sondern auf den gekonnten Gebrauch ihrer Gewehre.

## 1. Differenzierung zwischen Zwecken und Zielen

**R** Obwohl die Zweckerfüllung vom richtigen Mitteleinsatz jedes einzelnen Beteiligten abhängt und die Zweck-Mittel-Relation eine instrumentelle und keine interpersonale Struktur aufweist, gibt es Zwecke, zu deren Erfüllung mehrere Personen im Rahmen einer Zweckgemeinschaft beitragen können.

**W** Wie dein Beispiel der Hasentreibjagd zeigt, hat dabei zwar der gemeinsame Zweck eine interpersonale Dimension, der Einsatz der Mittel liegt aber instrumentell weiterhin in der Hand jedes Jägers. Insoweit bleibt unsere Differenzierung zwischen dem teleologischen und dem dialogischen Prinzip erhalten.

**R** Diente uns als wortgeschichtlich wohlbegründete Metapher für »Zweck« die *Zielscheibe*, kann das etymologisch nichtssagende »Ziel« bildlich durch die *Ziellinie* beschrieben werden. Nur bei letzterer geht es darum, sie möglichst als erster – und vielleicht in einem spektakulären Finish – zu »erreichen«; das finale »Erreichen« einer Zielscheibe wäre dagegen nichts als ein blamabler Bildbruch.

**W** Als Zwischenergebnis unseres bisherigen Gesprächs können wir festhalten: Der »Zweck« stellt eine präzise definierte Vorgabe dar, die durch den Einsatz entsprechender Mittel zu erfüllen ist. Das »Ziel« verlangt dagegen keinen Einsatz von Mitteln, sondern Bewegung in der Richtung, in der es erreicht werden kann.

**R** Allerdings ist zu ergänzen, dass die Bewegung nicht immer als Ortsveränderung zu verstehen ist, denn es gibt auch Ziele, die andere Bewegungsweisen erfordern.

**W** Natürlich. Als Beispiele können wir anführen: Ich habe das Ziel, zufrieden zu sein, gesund zu bleiben, gebildet zu werden; oder ganz banal: Ich habe das Ziel, abzunehmen und das Rauchen aufzugeben. In all diesen Fällen handelt es sich um Ziele, die keine Ortsveränderung verlangen, sondern eine Zustandsveränderung.

**R** Das Gemeinsame dieser Beispiele sehe ich darin, dass die jeweiligen Ziele die Art der Bewegung bestimmen. »Be-weg-ung« darf hier beim Wort genommen werden: Zu jedem Ziel gehört ein Weg.

**W** Somit ergibt sich für unsere phänomenologische Differenzierung: Zwecke verlangen nach zweck-entsprechenden Mitteln, Ziele nach ziel-führenden Wegen. Mit Blick auf die Überschrift unseres Ersten Teils gehen wir zur »Sinnfindung« über. Sie wird zum Thema, weil wir die Lücke füllen wollen, die durch das Ungenügen des Zweck- und Zieldenkens entsteht.

**R** Beginnen wir mit einer rhetorischen Figur, die unter Juristen weit verbreitet und geradezu paradigmatisch für den juristischen Sprachgebrauch ist: die Rede vom »Sinn und Zweck« eines Gesetzes oder einer rechtlichen Regelung. Sprachwissenschaftlich betrachtet handelt es sich um ein Hendiadyoin.

**W** Das ist ein Terminus technicus, der außerhalb der Sprachwissenschaft nicht allzu bekannt sein dürfte.

**R** Mit der griechischen Bedeutung von »Hendiadyoin«, »eins durch zwei«, erklärt die rhetorische Funktion der Figur sich fast von allein: Sie dient der Herstellung einer selbstständigen semantischen Einheit durch zwei einander verstärkende Wörter wie in »Art und Weise«, »Hab und Gut« oder in der juristischen Paarformel »Treu und Glauben«.

**W** Diese eigene Bedeutungseinheit ist es, die sensiblen Rednern verbietet, das Prädikat nach einem Hendiadyoin in die Mehrzahl zu setzen: Art und Weise einer Argumentation »ist« (nicht »sind«) überzeugend, Hab und Gut »wurde« (nicht »wurden«) im Kriege vernichtet, während Tür und Tor eines gastfreundlichen Hauses nicht nur in der Einzahl geöffnet sein kann respektive sein können.

**R** Für meinen Geschmack wird die Gastfreundschaft rhetorisch sogar verstärkt, wenn Tür und Tor nicht nur offen »steht«, sondern offen »stehen«. Ein Hendiadyoin kann also nicht schlicht schematisch angewandt werden; es handelt sich vielmehr um eine Figur, mit der man wie beim Schach zu spielen gelernt haben muss, um das jeweilige »Sprachspiel« im Sinne Ludwig Wittgensteins zu beherrschen.

## 1. Differenzierung zwischen Zwecken und Zielen

**W** Die formelhafte Verbindung von »Sinn« und »Zweck« kommt nicht nur im Sprachspiel der Jurisprudenz vor, sondern auch in der Gebrauchssprache des Alltags. Sie scheint mir ein Zeichen für das allgemeine Sprachgefühl zu sein, den »Zweck« zwar für ergänzungsbedürftig zu halten, ihn jedoch nicht ganz vom »Sinn« lösen zu wollen.

**R** Wir lösen diese Verbindung und fragen nach der eigenständigen Bedeutung des Wortes »Sinn«. Auch dabei erweist sich die Etymologie als hilfreich. Bei »Zweck« erinnert die »Reißzwecke« an die Ursprungsbedeutung, bei »Sinn« der »Uhrzeigersinn«: Das Vorrücken der Zeiger und ihre Bewegung in immer derselben Richtung lassen noch heute die Wortwurzel von »Sinn« als »Gang« erkennen. Die räumliche Vorstellung des Gehens wurde aus dem althochdeutschen Verbum »sinnan« auf das gedankliche Nachgehen einer Sache, neuhochdeutsch »sinnen«, übertragen.

**W** Wer in dieser übertragenen Weise »nachsinnt«, versucht der Sache seines Nachsinnens näherzukommen, indem er sich gedanklich auf sie zubewegt oder »nach« ihr strebt, und zwar in der ursprünglich nicht auf zeitliche Nachfolge, sondern auf sachliche Nähe abstellenden Bedeutung des Wortes »nach«.

**R** Obwohl das Bestreben, dem Sinn einer Sache näherzukommen, Ähnlichkeit mit der Bewegung in Richtung eines zu erreichenden Zieles zu haben scheint, ist es davon philosophisch kategorial zu unterscheiden. Bei einem Ziel wird die gedankliche Bewegung durch die Zielvorgabe bestimmt, der Sinn ist dagegen nicht vorgegeben.

**W** Er setzt die Fähigkeit und den Willen voraus, etwas zu verstehen, das weder teleologisch auf seinen Zweck fixiert noch hermeneutisch durch seine Bedeutung definiert werden kann.

**R** Die Hermeneutik als Lehre vom Verstehen – im engeren Sinne von Texten, im weiteren Sinne des Lebens (Wilhelm Dilthey) – wäre ein Thema für sich. Wir lassen den Unterschied zwischen dem »Sinn« sprachlicher Äußerungen – »hermeneia« heißt Sprache – und dem »Sinn« nonverbaler Kommunikation auf sich beruhen und konzentrieren uns themagemäß auf die »Sinnfindung« im Hinblick auf ein gelingendes Leben.

**W** Obwohl unser Alltag es weder erlaubt noch erfordert, permanent die Frage nach dem Sinn des Lebens zu stellen, verleiht diese Grundsatfrage dem Begriff »Sinn« doch die notwendige philosophische Tiefenschärfe. Wir werden uns im zweiten Kapitel um eine ausführliche Antwort aus der Teilnehmerperspektive bemühen. Das ist die Perspektive derer, die sich in ihrem Leben nicht nur an Zwecken und Zielen, sondern an einem Sinn orientieren.

**R** Fürs erste begnügen wir uns mit einem Blick aus der Beobachterperspektive: Aus sozusagen sicherer Distanz – ohne in die Geschichten des beobachteten Lebens verstrickt zu sein – nach dem Sinn eines Lebens zu fragen heißt, das Ganze eines Lebenslaufs zu thematisieren, der nicht aus der Summe seiner biographischen Episoden resultiert, sondern durch den inneren Zusammenhang zwischen ihnen konstituiert wird.

**W** Einen solchen Sinnzusammenhang vermag nur zu stiften, wer sich selbst als Teil eines Ganzen versteht, und zwar eines Ganzen, das – mit philosophischem Bedacht formuliert – zwecklos ist.

**R** Was du dabei philosophisch bedacht hast, dürfte folgendes sein: Da wir den »Zweck« als eine präzise definierte, »buchstäblich festgenagelte«, Vorgabe bestimmt haben, müsste ein »Lebenszweck« von einer Instanz vorgegeben werden, die in der Lage wäre, jene präzise Definition zu übernehmen.

**W** Nur Religionen kennen eine solche Instanz. Für das Christentum verweise ich auf die beiden Großkirchen als Institutionen einer Religion, die das Heil des Menschen im Glauben an eine Erlösung von der Erbsünde durch den Kreuzestod Christi sieht.

**R** Bei allem Respekt vor jenen Gläubigen, die von den Nägeln am Kreuz des Gottessohnes als verehrungswürdigen Reliquien sprechen, drängt sich mir die assoziative Verbindung mit dem Befestigungsnagel der Zielscheibe auf: Das Leben Jesu hatte nach christlichem – genauer Paulinischem – Glaubensbekenntnis nur den einen Zweck: jenen Tod am Kreuz, der die Menschheit von ihrer Sündigkeit erlöst.

## 1. Differenzierung zwischen Zwecken und Zielen

**W** Als Vater hatte ich schon immer größte Schwierigkeiten mit der Vorstellung, dass Gottvater Leben und Tod seines Sohnes so ver-zweckt haben soll. Und für Menschen des 21. Jahrhunderts sollte es eine Selbstverständlichkeit sein, diese teleologische Theologie des Christentums kritisch hinterfragen zu dürfen.

**R** Es ist ein Kennzeichen nicht nur religiöser Glaubenslehren, sondern auch der philosophischen Metaphysik, den letzten Zweck, das höchste Ziel oder den wahren Sinn des Lebens teleologisch zu fixieren. Im Vorwort seines Standardwerks »Teleologisches Denken« spricht Nicolai Hartmann von einem »unwiderstehlichen Zuge zur Teleologie« als dem »treibenden Motiv« der metaphysischen Tradition.

**W** Das ist das philosophische Standardwerk, das soziologische ist Niklas Luhmanns »Zweckbegriff und Systemrationalität«. In einer frühen Phase der Entwicklung seiner – später international diskutierten und rezipierten – Systemtheorie ging es in diesem Werk um die Transformation des Handlungsbegriffs von der Einzelhandlung in den Funktionszusammenhang komplexer Handlungssysteme.

**R** Hier muss es genügen, Luhmanns Differenzierung zwischen »Konditionalprogrammen« und »Zweckprogrammen« kurz anzusprechen. Dass letztere auch »Finalprogramme« heißen, bestätigt unseren bereits festgehaltenen Befund: »Zweck« und »Ziel« werden oft synonym verwendet.

**W** Mehr als ein Zitat ist für unser Thema nicht veranlasst: »Das Konditionalprogramm fixiert den Eingang des Systems, die Art der Umweltinformationen, die als *Ursache* die Entscheidung auslösen sollen; das Zweckprogramm regelt den Ausstoß des Systems, die *Wirkung* in der Umwelt, die das System bewirken soll.« Pointiert: Konditional programmiert ist der Input eines Systems, final programmiert der Output.

**R** Was Luhmann zur soziologischen Überwindung der metaphysischen Tradition des Handlungsbegriffs schreibt, gibt auch philosophisch zu denken: »Im Zweck konnte die Handlung, konnte die Bewegung als Substanz vorgestellt werden.«

*1. Differenzierung zwischen Zwecken und Zielen*

**W** Bevor wir uns auf diese Tradition einlassen und dabei Luhmanns berechtigtem Hinweis auf die Philosophie des Aristoteles folgen, fragen wir nach dem Unterschied zwischen teleologischen Zwecken und Zielen einerseits und einem nicht-teleologischen »Sinn« andererseits.